

Nr. 174. Bromberg, den 17. August 1928.

Luzifers Ende.

Roman von W. Klöpffer.

(4. Fortsetzung.

Das silberne Auto fraß die Landstraße. Türme, Schlote, Häuserhaufen schoben sich aus der Ferne heran. Eine Stadt versperrte den Horizont. Mailand. Bald konnte man den Dom, die Türme von San Lorenzo und die Kirche von Maria delle grazie unterscheiden.

Peter überlegte:

„Was tue ich? Übergebe ich die zwei der dortigen Polizei? Soll ich ihnen zu entfliehen versuchen? Soll ich es auf einen Faustkampf ankommen lassen?“ Dann fiel ihm ein, daß er ja keinen Paß habe. Daß der andere ihn zum Geisteskranken gestempelt habe. Es war unzweifelhaft, wem das Publikum mehr glauben werde. Verzagt und geknickt schloß er die Augen.

Mutlosigkeit überfiel ihn. Er erinnerte sich der Szene vor dem Zollbeamten und sagte sich resigniert:

„Es ist alles umsonst. Es gibt kein Entrinnen. Es ist alles viel zu schwer.“

Dann fuhren sie durch die Stadt. Als sie den Cimitero Monnumentale passiert hatten, drosselte Hürlimann den Motor ab und erklärte:

„Ich muß hier Benzin fassen.“

Man hielt. Ein Mann kam mit einem Schlauch und füllte den Benzinbehälter aus dem Pumptank. Ein Polizist strich vorüber. Passanten gingen vorbei. Peter hätte bloß zu schreien brauchen und es hätte eine schwierige Situation für die andern gegeben.

Er schrie nicht. Er legte die Hände in den Schoß und tropfte vor Hoffnungslosigkeit. Seine Stimmbänder waren wie gelähmt. Aber sein Gesicht war wutzerfressen vor ohnmächtiger Impotenz. Der Rotbart beobachtete ihn unter gesenkten Lidern und machte große Augen wie eine Katze, die mit der Maus spielt. Dann setzte er sich neben Peter und sagte:

„Was Sie jetzt denken, ist Unsinn, Mr. Sander. Werfen Sie solche Gedanken ein für allemal hinter sich! Haben Sie schon gefrühstückt? Nein? Dann essen Sie!“

Dabei reichte er dem Professor eine mit Mortadella belegte Semmel, die er der Tasche seines dunkelblauen Jacketts entnahm. Peter schlang die Semmel hinunter, die nach Koriander und Pfeffer schmeckte . . .

Als der Wagen den Bauch voll Brennstoff hatte, setzte er sich wieder in Bewegung. Abermals nach Süden. Nach einer Viertelstunde stoppte Hürlimann hinter einem Zypressengebüsch und wechselte nochmals die Nummer aus. Jetzt gehörte der Wagen einem Weinhändler in Genua. Der Rote aber nahm Bart und Perücke ab und war plötzlich Mr. Devil, dem das kurzgeschorene Haar mit der Spitze eines Dreiecks in die Stirne wuchs. Die goldene, altmodische Brille versorgte er in ein Etui.

Peter registrierte diese Metamorphose wie eine Tatsache, die man längst erwartet hat. Er verlernte allmählich das Sich-Wundern. Auf der Weiterfahrt zog der Amerikaner einen Stoß Zeitungen aus der Tasche. Peter versuchte insgeheim mitzulesen. Es ging. Die „Times“ schrieben, Baldwin sei nach seinem Sommersitz in Yorkshire abgereist und Lloyd George werde demnächst eine große Rede halten.

Peter freute sich ein wenig. „Komplett verrückt scheine ich wenigstens nicht zu sein, sonst könnte ich das nicht lesen und verstehen!“ Die Frage, warum ihn Mr. Devil nach Genua schleppe, lag ihm auf der Zunge. Aber ein Blick in des Yankees Gesicht — und er verzichtete. Es ist keine Kleinigkeit, den Teufel zu interviewen.

Mr. Devil las stundenlang. Der Wagen ging trotz des wahnsinnigen Tempos wie Butter. Man saß wie in einem Lehnstuhl. Bis Genua.

Durch übelduftende, unsaubere Straßen fuhren sie zum Hafen. Peter zog seine Uhr. Fünf vor acht. Es war eine Meisterleistung des Schweizers. Ein gutes Stück die Hafenanlagen hinaus stoppte der Wagen. Als der Yankee und Sander ausgestiegen waren, übergab Mr. Devil dem Chauffeur ein Kuvert und Hürlimann preschte den Weg zurück. Peter sah nachdenklich in den schwimmenden Lichtkegel des sich entfernenden Autos. Eine brüske Stimme riß ihn herum:

„Kommen Sie! Wir erwarten jemand.“

Eine Viertelstunde spazierte Peter neben dem Amerikaner auf und ab., ohne daß ein Wort gesprochen worden wäre. Es war keine lebende Seele um den Weg. Peter hielt den Kopf gesenkt, aber sein Begleiter bohrte die glitzernden Augen unentwegt in die Dämmerung, die über das Wasser kroch.

Endlich ein gedämpfter Ruderschlag. Eine Jolle, die Platz für zwei bis drei Männer bot, schob sich mit umwickelten Riemen gegen den Strand. Ein paar Minuten später entstieg ihr ein kleiner Mensch, der ein quittengelbes Gesicht, Schlitzaugen und auf den Ärmeln seiner blauen Seemannsjacke drei goldene Borten hatte. Soviel ließ sich bei der immer mehr zunehmenden Dunkelheit gerade noch unterscheiden.

Devil zog seine Uhr und sagte nugehalten:

14 Minuten über die festgesetzte Zeit. Ich liebe Unpünktlichkeiten nicht, das sollten Sie wissen, Ishi. Sie haben mein Telegramm doch ehalten, wie?“

„Zu Befehl, Mr. Devil. Aber ich konnte leider nicht eher da sein. Das verdammte Wachtboot warf meine gesamte Kalkulation über den Haufen. Ich habe den „Satan“ wegen dieser Hunde westlicher legen müssen, als ausgemacht war. Ist das der avisierte Mann?“ Dabei tanzten seine unsteten Mongolenaugen über den Professor.

„Yes,“ nickte Mr. Devil kurz. „Go on, Ishi! Wir haben keine Zeit zu vertrödeln.“ Er stieg in das kleine Boot.

„Kommt, Sir!“ sagte der krummbeinige Japaner zu Peter und faßte ihn am Arme, um ihn auf die Sitzbank der Jolle zu ziehen.

Dieser grobe Griff, diese brutale Berührung, die wie der Höhepunkt einer stundenlangen Vergewaltigung wirkte, löste in Peters armem Gehirn einen verzweifelten Gedanken aus. Er machte einen Satz nach vorwärts, um sich in das Wasser zu stürzen und der nicht mehr erträglichen Qual ein Ende zu machen. Diese abgründige Idee kam aus einem Winkel seiner Willenssphäre, den der Yankee zu beschlagnahmen vergessen hatte . . .

Aber Mr. Devil war rascher. Im letzten Moment packte er Peter im Genick und schrie drohend:

„Machen Sie keine Dummheiten! Sie werden sich von jetzt an alle Selbstmordideen aus dem Kopf schlagen, haben Sie mich verstanden?!“ Zu dem Japaner gewendet aber sagte er: „Geben Sie mir auf diesen Herrn gut Obacht, Ishi. Er ist mir soviel wie fünf Millionen Dollar wert. Nun wissen Sie es.“

Der Gelbe pfiff durch die Zähne. Die Summe imponierte ihm augenscheinlich.

Peter Sander aber wankte wie ein Betrunkener in das Boot, das fünf Minuten später, von kräftigen Ruderschlägen getrieben, sich im Dunkel der Nacht verlor.

Kapitel IV.

Wem gehört der Manschettenknopf?

Klaus Sander saß mit überkreuzten Beinen seiner Schwägerin gegenüber. Durch die geöffnete Balkontüre drang das plätschernde Geräusch der Wellen.

„Du gestattest, Gussy?" Dabei setzte er seine Pfeife in Brand. „Eine üble Angewohnheit! Aber wenn ich mich konzentrieren will, kann ich den blauen Dunst nicht gut entbehren."

Gussy Sander lächelte kümmerlich. Das Verschwinden ihres Mannes zehrte an ihr. Ihr hübsches Gesicht zuckte bei jedem Geräusch zusammen und um die großen Kinderaugen hatte sie dunkle Ringe. Aber irgendwie hatte sie dennoch eine winzige Hoffnung, Klaus, der Schwager vermöchte in diese Sache Licht zu bringen. Sie hatte auf einmal ein felsenfestes Vertrauen in das kühle, zielbewußte Wesen dieses Mannes . . .

Das Zimmermädchen, welches den dritten Stock zu versehen hatte, war soeben verhört worden. Das junge Ding hatte den Professor an jenem Abend überhaupt nicht mehr gesehen, wie ihm auch sonst nichts Besonderes aufgefallen war. Klaus ließ sich durch diese erste Niete nicht entmutigen. Er tröstete:

„Wir stehen ja erst am Anfang unserer Nachforschungen. Die Präliminarien pflegen fast immer ergebnislos zu sein. Nimm das nicht tragisch, Gussy."

Dann trat der Portier ein. Die Hoteldirektion, der der Vorfall ungemein peinlich war, tat wirklich alles, um den rätselhaften Fall aufzuklären, und stellte Klaus das in Frage kommende Personal anstandslos zur Verfügung. Sander bot dem Manne einen Stuhl an und forschte:

„Hat Professor Sander an jenem Abend, als er an Ihrer Loge vorbeimußte, auf Sie einen außergewöhnlichen oder verstörten Eindruck gemacht?"

Der Portier rieb sich die Nase:

„Nicht, daß ich wüßte. Verstört, ganz bestimmt nicht. Das wäre mir aufgefallen. Er schien wie immer. Ein bißchen zerstreut vielleicht."

„Und am Morgen, als er das Hotel verließ? Da war er wohl anders?"

„Allerdings. Ich habe einen Menschen noch nie so rennen sehen. Ich dachte mir: Nanu, was pressiert denn da so? Braucht er einen Arzt oder will er den Zug in der letzten Minute erreichen?"

„Sie haben meiner Schwägerin und der hiesigen Polizei angegeben, der Herr Professor sei den Kai entlang gelaufen. Wohnt denn in dieser Richtung ein Arzt?"

„Nein. Übrigens könnte der Herr ja seine Richtung geändert haben, sobald er hinter den Magnoliengebüschen verschwunden war. Weiter kann man vom Hoteleingang aus nicht sehen."

Klaus überlegte einen Augenblick. Dann wendete er sich an seine Schwägerin:

„Fühlte sich denn Peter in der letzten Zeit unpäßlich?"

„Als ich ihn verließ, war er munter wie ein Fisch im Wasser."

Klaus fragte den Portier:

„Können Sie sonst noch etwas Auffälliges angeben? Vielleicht, daß eine Person nach meinem Bruder gefragt hat oder daß ein Brief oder ein Telegramm für ihn abgegeben worden ist?"

„Leider, nein."

„Ich danke Ihnen. Sie können gehen. Schicken Sie mir bitte Herrn Gerlich, den Frühstückskellner, herauf."

Der Türhüter verschwand. Klaus sagte zu Gussy:

„Die Nachforschungen am Bahnhof, an den Dampferhaltestellen und bei den hiesigen Bootsverleihern wird die Polizei inzwischen schon erledigt haben. Die Schweizer sind in dieser Hinsicht prima."

Kurz hernach trat der zitierte Kellner ins Zimmer. Klaus legte ihm sofort etliche Fragen vor. Der Kellner setzte sich nicht ohne Zeremoniell auf den offerierten Stuhl und erwiderte:

„Ich darf den Hergang — soweit er mir bekannt ist — der Reihe nach erzählen. Also Herr Professor Sander kam damals außergewöhnlich früh herunter. Es ging auf sieben Uhr. Das frappierte mich; denn die Herrschaften pflegten sonst erst gegen ½9 Uhr zum Frühstück zu erscheinen, wie die meisten unserer Gäste. Ich dachte mir jedoch nichts weiter dabei, weil ich es mit dem Verreistsein der gnädigen Frau in Zusammenhang brachte. Der Herr Professor bestellte wie immer seine Schokolade und griff nach den Morgenzeitungen. Ich möchte noch erwähnen, daß außer uns beiden niemand im Saal war. Als ich eben mit dem Tablett zurückkam, sprang der Herr vom Stuhl auf, stürzte nach seinem Hut und stürmte an mir vorüber zur Türe hinaus. Ich war so verblüfft — — —."

„Welchen Eindruck hat der Professor in diesem Moment auf Sie gemacht?" unterbrach Klaus den Mann.

Der Kellner besann sich ein wenig. Dann antwortete er: „Er war aufgeregt und seine Züge drückten Schrecken aus!"

„Sonst wissen Sie nichts?" inquirierte Klaus.

„Nein, sonst weiß ich nichts", gab der andere zur Antwort.

„Kannst du dir das zusammenreimen, Gussy?" fragte Klaus, als der Kellner das Zimmer verlassen hatte.

„Beim besten Willen nicht", erwiderte Frau Professor Sander. „Du weißt ja, Peter ist die Ruhe selber. Warum hätte er aufgeregt und erschreckt sein sollen. Ich kann mir absolut keinen Grund denken. Sein Leben verlief harmonisch und geregelt."

„Er hat also keine unangenehme oder auch nur wichtige Nachricht irgendwoher erwartet."

„Nein, ich müßte das wissen. Peter hatte vor mir keine Geheimnisse."

„Wie lange saht ihr euch nicht; ich meine, wie lange warst du mit jener Familie am Comersee?"

„Zwei Tage."

„So. Und zuvor ist dir Peter in keiner Weise verändert vorgekommen? Denke nach! Es genügen Kleinigkeiten."

Gussy schüttelte den Kopf.

„Peter war nicht anders als sonst. Wie soll ich sein Wesen beschreiben? Er war von einem tiefinneren Glück durchsonnt, das ist vielleicht der treffende Ausdruck. Du mußt wissen, er hat eine wichtige Entdeckung gemacht, die er kurz vor seinem Urlaub zum Abschluß brachte."

Klaus pfiff durch die Zähne.

„Eine Entdeckung, sagst du? Erzähl', bitte."

„Er nannte sie „Vitalin" und hütete sie wie seinen Augapfel, wenn ich mich dieser abgedroschenen Phrase bedienen darf. Erst nach seiner Rückkehr nach München wollte er mit der Publikation beginnen. Es handelt sich um eine eminente Sache. Du kannst von diesen Dingen natürlich nichts wissen, Klaus, da wir dich vor zwei Monaten das letzte mal sprachen und damals die ganze Geschichte noch in der Schwebe war. Und über halbfertige Affären pflegt sich Peter bekanntlich nicht auszulassen. Aber — wie betont — von diesem „Vitalin" weiß die Öffentlichkeit bis dato nicht das Mindeste und ich halte es für ausgeschlossen, daß es mit meines Mannes Verschwinden irgendwie zusammenhängt. Darum habe ich das Thema bis jetzt auch nicht aufs Tapet gebracht", schloß Frau Gussy überzeugt.

Klaus wiegte den Kopf. „Hm, beschwören möchte ich das nicht. Man kennt Fälle, wo gerade ein mit hundertfältiger Vorsicht umpanzertes Geheimnis die Triebfeder für ein Verbrechen war. Wir wollen die Frage offen lassen. „Vitalin", was ist das eigentlich?"

„Ein Keimdrüsenextrakt von lebensverlängernder und verjüngender Wirkung. Peter hat mit ihm bisher nur an Tieren experimentiert, mit fabelhaftem Erfolg. Liegen erst einmal die Resultate am Menschen vor, dann wird Peter eine der gefeiertsten Persönlichkeiten. Die Konsequenzen dieser Entdeckung sind unübersehbar." Gussys schmales Gesicht leuchtete.

Klaus zog die Brauen in die Höhe und lächelte:

„Na, so was! Ich hatte keinen Schimmer, daß ich ein solches Phänomen zum Bruder habe." Dann fuhr er fort: „Gott, was seid ihr doch für unbegreifliche Menschen, Gussy! Du und dieser himmellange Peter. Laßt mich da komplett ahnungslos in München herumlaufen und piepst keinen Ton, daß ihr welterschütternde Geheimnisse in eurem Busen herumtragt!"

„Bitte, Klaus, es ist dies nicht unsere Schuld allein," verteidigte sich die Schwägerin.

„Weiß schon, weiß schon, Gussy. Na ja, Schwamm drüber. Aber wenn sich die Sache so verhält, muß dein Peter natürlich doppelt her."

„Klaus!" Sie hatte Tränen in den Augen.

„Pardon, Gussy! Ich war taktlos. Ich bin den Umgang mit dem zarten Geschlecht nicht mehr gewöhnt. Ich habe mich vier Jahre lang hinter meine Arbeit verkrochen und Scheuklappen aufgesetzt. Nach dem Rezept: nichts hören, nichts sehen —." Und er berichtete ihr von seinen Sprachstudien, den Vorlesungen, den Experimenten und Kursen, seinen kleinen Erfolgen und seinem Glauben an sein Talent. Er schloß:

„Wenn die Polizei mit ihrer Weisheit am Ende ist, wird vielleicht ein Mann vonnöten sein, der die Sache im stillen weiterverfolgt. Ich will dir keine Angst machen, kleine Schwägerin, ich erwähne nur die Möglichkeit. Willst du mir dann dieses Amt anvertrauen?"

„Ich will," sagte Gussy Sander und streckte ihm die Hand hin. „Denn ich habe den Glauben an dich, daß du mir Peter wiederbringst." Und sie dachte: er hat mich damals wirklich geliebt!

(Fortsetzung folgt.)

Der ehrliche Verlierer.

Humoreske von **Gustav Renker.**

Wie jemand nur Holzohr heißen konnte! Und Jeremias dazu! Das klingt nach Jammern, Wehklagen und Mitleidverlangen und war mit einer Geldausgabe, die man Almosen nennt, verbunden. Und solche Dinge waren dem Kaufmann Gallhuber äußerst peinlich. Er warf einen bösen Blick nach Jeremias Holzohr, der auf einer Kiste im Hofe der Firma Gallhubers Sohn, Lebensmittel en gros und en detail, saß und vergnügt seine Bettelsuppe löffelte. Gallhubers Sohn ärgerte sich, da die Köchin seiner Meinung nach zuviel Brot in die Suppe getan hatte, er ärgerte sich über die Selbstverständlichkeit, mit welcher der Bettler die Suppe in Empfang genommen hatte, und ärgerte sich über dessen kreuzvergnügte Miene. Denn er, Gallhubers Sohn, konnte nie ein fröhliches Gesicht machen, sondern sah immer aus wie ein Uhu, vor dessen Schnabel plötzlich ein Magnesiumblitzlicht abgebrannt worden war.

Aber den Jeremias Holzohr bekam er dadurch nicht los. Der war ein altes Inventarstück vom seligen Vater her und aß schon seit vielen Jahren im Geschäftshofe seine Suppe. Gallhuber ging an dem schmatzenden Bettler vorbei über den Hof, der wüst und häßlich war. Da gab es Fässer, die leer und hohl klangen, Stapel übereinander getürmter Kisten, eine verrostete Blechtonne voll Abfälle und sonst nichts. Mitten im Hofe lag ein Papierfetzen, den ein lustiger Windstoß aus der Abfalltonne geweht hatte. Gallhuber bückte sich nach ihm und warf ihn dorthin zurück, von wo er seinen Flugversuch angetreten hatte. Dann ging er wieder in das Haus und knallte die Türe laut zu, weil er sich noch immer über Jeremias Holzohr und seine Suppe ärgerte.

Jeremias Holzohr war ganz allein im Hofe. Er hätte die Brieftasche, die schwarz und aufdringlich in der Sonne lag, lautlos einstecken können. Er tat es nicht, denn er dachte an die vielen Suppen, die er hier schon verzehrt hatte. Er war alt und aus kümmerlicher Wunschlosigkeit ehrlich geworden.

Also humpelte er die Stiege empor und ging geradewegs zu Gallhubers Sohn, der an einem Stück Käse herum säbelte, bis es haargenau dem gegenüber baumelnden Pfundgewicht entsprach. — „Vorhin, als Sie sich bückten, haben Sie das im Hofe verloren."

Gallhubers Hand schoß vor, riß die Brieftasche an sich, wühlte in ihr, zitterte und packte Holzohr plötzlich an der Schulter. — „Du Gauner! Die Tausendmarknote — wo? Gestohlen! Heraus damit!"

„Der Holzohr hat tausend Mark geklaut," rumorte es unter den Kunden vom sauren Heringsfaß in der Ostecke bis zu den Salzgurkengläsern im Westen. Geheimnisse Holzohrs kamen aus durchwühlten Taschen schonungslos zutage: ein Sacktuch von düsterstem Grau, ein verbogener Blechlöffel, ein borstiger Zigarenstummel. Sonst nichts!

Gallhuber beantragte Rad und Galgen, aber der hinzugekommene Polizist war vorderhand für ein Untersuchungsgefängnis. Dorthin wanderte Holzohr und bekam fürs erste wieder eine Suppe, was ihn innig freute, denn sie war bedeutend besser als die früher genossene.

„Untersuchungsgefängnis?" schrie Gallhuber. „Untersuchen Sie den Kerl so viel Sie wollen. Er hat nichts bei sich. Der ist schlau. Versteckt hat er das Geld, und wenn er freikommt, holt er es sich."

„Wo soll er es denn versteckt haben?" fragte der Untersuchungsrichter. „Er ist ja aus dem Hofe geradewegs zu Ihnen gegangen."

Gallhuber schlug sich an die Stirne. „Im Hof, natürlich, im Hof. Den kennt er wie seine Tasche. Dort hat er's versteckt."

„Sind Sie auch gewiß, daß Sie die Note in der Brieftasche hatten?"

„Ein Kaufmann — ich bitte Sie, Herr Doktor, ich müßte ja der liederlichste Geschäftsman sein, wenn ich nicht wüßte, ob ich tausend Mark mehr oder weniger in der Tasche habe. Gallhubers Sohn — man kennt uns doch."

„Kennt man, natürlich!" nickten jene Kunden, die bei Gallhuber in der Kreide saßen. Die Anderen grinsten — es gibt stets so böse Menschen.

Vom Kommissariat wälzte sich der Strom zurück in den Hof. — Klein Bummershausen hatte seine Sensation. Der Hof began zu dröhnen, Fässer rollten, Kisten stürzten. Aus Pflasterritzen pulverte Jahre alter Staub. Man fand eine Nagelpfeile, die das Tippfräulein einmal verloren hatte, eine zerbrochene Kaffeetasse, von der Köchin aus Furcht vor Entdeckung hinter den Kistenstapel geworfen, und ein Nest hoffnungsvoller junger Ratten in der Abfalltonne. Aber keine Tausendmarknote.

Gallhubers Sohn taumelte ins Kontor. Eben trat der Prokurist ein, von dienstlichen Wegen zurückkehrend. „Müller & Comp. in Halbdorf sind mit der letzten Seifensendung nicht zufrieden gewesen. Blunzers Witwe in Walday bestellt einen Zentner Teigwaren. Beim Spediteur habe ich die letzte Sendung bezahlt — macht 875 Mark 20 Pfennige. Da bekommen Sie von den Tausend 124,80 zurück."

„Von welchen Tausend?"

Der Prokurist lächelte giftig, denn er liebte Gallhubers Sohn nicht und hatte eben die Geschichte von Jeremias Holzohr gehört. „Nun, von dem Tausender, den der Holzohr gestohlen haben soll und den Sie heute morgen mir gegeben haben. Ich denke, Sie verkünden es sofort, damit der arme Teufel aus der Haft entlassen wird."

Gallhuber rang nach Luft. „Liederlicher Geschäftsmann — das Vertrauen der Kundschaft —"

„Ich denke, es muß nicht nur ehrliche Finder, sondern auch ehrliche Verlierer geben, Herr Gallhuber."

Der Prokurist sah auf seinen Dienstherrn so erbarmungslos wie die Natter auf den Laubfrosch.

„Helfen Sie mir, Meier."

„Das Futter einer Brieftasche kann einen Riß haben, in dem sich eine Geldnote verstecken kann. Ich schweige wie das Grab — nebenbei gesagt, Ende Juli bin ich fünf Jahre im Geschäft. Wie steht's mit einer Gehaltszulage?"

Die Natter hatte den Frosch gepackt und ließ nicht mehr los. —

„Merkwürdig, daß Sie das nicht sofort bemerkt haben", schüttelte der Untersuchungsrichter den Kopf. „Nun, die Hauptsache ist, daß sich der Tausender wieder angefunden hat."

Holzohr wandte sich bekümmert der Straße zu. Er hätte noch gern die Abendsuppe des Untersuchungsgefängnisses gekostet.

„Halt, Holzohr! Sie haben nun auch Anspruch auf den gesetzlichen Finderlohn. In der Brieftasche waren zuerst 135 Mark — die Tausend dazu — zehn Prozent — macht 113 Mark 50 Pfennige. Herr Gallhuber wird Ihnen die Summe gerne auszahlen."

Herr Gallhuber zahlte aus. Gern, ach so gern! Er soll in diesen Tagen etliche Pfund an Gewicht abgenommen haben, während Holzohr sichtlich gedieh und aufblühte. Zumal er die vermehrte Nahrungszufuhr, die er sich gönnen durfte, jeweils mit einem Schuß Kümmel vergeistigte.

Eine Begegnung.

Skizze von **Grete Dressendörfer.**

Der Nord-Süd-Expreß, der soeben den Bahnhof von Mailand verlassen hat, donnert durch die Nacht.

In einem vornehm ausgestatteten Abteil machen es sich die Reisenden so behaglich wie möglich. Ein begüterter österreichischer Gutsbesitzer verbirgt sich hinter einer riesigen Zeitung. Ihm gegenüber ist ein deutscher Gelehrter in ein unscheinbares Werkchen über Schichtenlagerung der Dolomiten vertieft. Sein Nachbar, ein junger Elegant, gibt sich ganz dem besinnlichen Studium seiner wohlgepflegten Fingernägel hin, während der vierte dieser vom Leben bunt zusammengewürfelten Gesellschaft, ein mit unauffälliger Vornehmheit gekleideter Herr, ein schmales Büchlein durchblättert. „Divina Commedia" ist auf dem hellroten Lederrücken zu lesen. Gestalt und das scharfgeschnittene Gesicht des Lesenden verraten den Nordländer. Man kann ihn ebenso gut für einen genialen Erfinder wie für einen Weltenbummler halten.

Da reißt der Schaffner die Tür auf, eine junge, schlanke Dame steigt ein, etwas atemlos vom raschen Gehen, aber lächelnd — trotz der unwilligen, über die Störung ärgerlichen Mienen der Mitreisenden.

Und in diese Atmosphäre von mürrischer Langeweile klingt eine warme, frohe Frauenstimme: „Guten Abend!"

Ein deutscher Gruß — mitten im Welschland so selbstverständlich geboten, als führe man durch die deutsche Heimat — schlägt eine unsichtbare Brücke.

In diese gelangweilte Gesellschaft ist plötzlich ein frischer Zug gekommen. Man bespricht die letzten Geschehnisse, und die Dame reicht ihrem Gegenüber, dem Nordländer, die Abendzeitung: „Bitte, die Herren interessieren sich immer für das Neueste — ich habe es bereits gelesen."

Eine in fetten Lettern gedruckte Nachricht erregt das allgemeine Interesse: „Der bekannte Eisenbahndieb Sven Ovenstad hat im Schnellzug Berlin—Rom zwei reiche rumänische Viehhändler beraubt und ist mit der Beute spurlos verschwunden."

Das Thema für ein an- und aufregendes Reisegespräch ist hiermit gegeben, und wie ein bunter Ball wird es von einem zum anderen geworfen.

„Herrgott, ein Teufelskerl, dieser Ovenstadt", ereifert sich der warmblütige Österreicher, „wenn man bedenkt, er plündert die Reichen , , „ man sagt sogar, daß er viel

Arme beschenkt . . ., und schlägt der Polizei der gesamten Welt ein Schnippchen. Ein Genie in seiner Art!"

Der junge Elegant fühlt die Notwendigkeit, etwas zu sagen: „Gewiß, — aber, ob Genie oder nicht, ein Lump bleibt er doch, und mir persönlich wäre es gleichgültig, ob mich ein Genie oder ein Stümper ausraubt, — ich verzichte."

„Da haben Sie recht", ist die lachende Antwort der jungen Frau, „Ich kann mich eines Gruselns nicht erwehren, wenn ich an Sven Ovenstadt denke, aber", und plötzlich ernst werdend fügt sie hinzu, „vielleicht ist er einer von den Entwurzelten, denen ein altes Vergehen die Rückkehr zur Gesellschaft versperrt, vielleicht auch eine Karl Mohr-Natur, die sich eine eigene, ausgleichende Gerechtigkeit schafft."

„Oh, so klassisch wollen wir diesen Fall doch nicht behandeln", widerspricht der Gelehrte, „er gehört entschieden zu jenen, die drüben stehen, am jenseitigen Ufer, für die es keine Brücke gibt, weil sie diese hinter sich verbrannt haben. Gegen diese Leute müssen wir ankämpfen, um ihren verderblichen Einfluß zu unterbinden."

Er wendet sich dabei an den bisher teilnahmslosen Herrn, ihn zu einer Entgegnung herausfordernd.

Dieser sieht ruhig auf, und seine Stimme klingt sympathisch und tief. „Ich möchte nicht vorschnell über einen Menschen urteilen, dessen Beweggründe ich nicht kenne. Sie mögen alle recht haben, vielleicht ist er ein gemeiner Lump, vielleicht auch ein armer Narr."

Die Deutsche nickte lebhaft, in ihren Augen brennt ein barmherziges Licht: „Ich so fasse ich es auf. Ein trotz allen Geldes armer Mensch, für den es kein Zurück mehr gibt auf dem abschüssigen Wege."

Die klugen, hellen Augen des Nordländers streifen mit einem sonderbar warmen Ausdruck das lebensfrohe Geschöpf, und ein leichtes Lächeln spielt um seinen Mund. „Aber Ihre hochherzige Auffassung würde sich doch in dem Augenblick ändern, wo Sie das Opfer dieses Mannes würden."

Da zuckt sie zusammen, und ein tiefes Erschrecken geht über ihr liebes Gesicht: „Oh, Sie haben recht, da urteilt man viel subjektiver, und gerade heute wäre es furchtbar, denn in meinem Gepäck liegt der ganze Familienschmuck unseres Hauses, den ich mit Mühe von Italien frei bekommen habe, da meine Urgroßmutter Italienerin war. Dieser Fang würde sich für Sven Ovenstadt lohnen."

Eine kleine Stille ist eingetreten, die der Gelehrte mit den mahnenden Worten unterbricht: „Es ist unvorsichtig, so allein zu reisen und so offenherzig zu sein."

Sie aber erwidert mit herzlicher Liebenswürdigkeit: „Unter Deutschen fühle ich mich geborgen."

Die italienische Grenze ist passiert, der Zug braust über den Brenner dem breiten Inntal entgegen. Helles Morgendämmern liegt über den Bergen, und als man in Innsbruck einfährt, da steht die Nordkette in strahlendem Sonnenglanz.

Die junge Frau macht sich zum Aussteigen bereit, die beiden Koffer stehen im gedrängt vollen Gang, und sie bemüht sich, den Ausgang zu erreichen.

Da steht ihr Gegenüber vor ihr und verneigt sich höflich: „Wollen Sie mir Ihr Gepäck anvertrauen? Ich habe einige Minuten Zeit."

Einen Herzschlag zögert sie, dann nimmt sie dankend an.

Vor ihr geht seine hohe, kräftige Gestalt. Plötzlich aber werden sie getrennt, nachdrängende Reisende zwängen sich dazwischen; und nun hat sie ihren Begleiter aus den Augen verloren. Sie eilt zur Bahnsteigsperre, eine drohende Unsicherheit ist in ihr, eine heiße Angst flutet empor. — Mein Gott, wenn er nicht wiederkommt! — Ihr Herz setzt zu rasenden Schlägen ein, sie steht mit zitternden Knien, und eine verzweifelte Hoffnungslosigkeit bemächtigt sich ihrer. Da sieht sie ihn auftauchen, eine heiße Welle strömt ihr in die Wangen und taucht sie in brennende Glut.

Jetzt ist er an ihrer Seite und reicht ihr die Koffer und einen großen Strauß wunderschöner goldener Schlüsselblumen.

„Ich wollte Ihnen nur ein Stück deutschen Frühlings bringen", sagte er.

Sie aber reicht ihm in einem erlösten Gefühl beide Hände: „Ich danke Ihnen . . . und bitte Sie gleichzeitig um Verzeihung, denn ich habe einige Minuten an Ihnen gezweifelt. Das machen die Gruselgeschichten . . ."

Wie ihn die klaren Augen anstrahlen!

Der große Mann neigt sich ein wenig herunter zu der zarten jungen Frau: „Ich habe nichts zu verzeihen, — ich habe nur zu danken, denn Sie haben mir einen köstlichen Glauben wiedergegeben, den Glauben an das große Verstehen von Mensch zu Mensch — von dem diesseitigen Ufer zum jenseitigen hinüber."

Und als sie ihn fragend ansieht, fährt er in leiser Traurigkeit fort: „Aber dennoch, ich möchte warnen, vertrauen Sie nicht zu sehr . . ., es ist gefährlich."

Dann neigt er sich tief über ihre schmale Hand, ganz tief und ehrfürchtig, einen Augenblick ruhen seine Lippen auf ihr.

„Ich vergaß ganz, mich vorzustellen", sagte er dann, „. . . Sven Ovenstadt."

Und während sie in jähem, schmerzlichen Erschrecken wie gelähmt stehen bleibt und auf die goldene Frühlingspracht in ihren Händen starrt, hat ihn der Menschenstrom schon hinweg gespült . . . an das andere, unerreichbare Ufer hinüber.



Bunte Chronik

*** Pflanzen als Fabriken.** In unserer Industrie und unserer Architektur haben wir so manche Form und so manche Konstruktion den Pflanzen abgesehen. Die Natur ist aber immer noch mannigfaltiger und erfindungsreicher, als viele von uns ahnen. So sind manche Pflanzen — namentlich in den tropischen Ländern — wahre Fabriken von Gebrauchsgegenständen oder Mitteln, welche der Mensch erst in zahlreichen mühsamen Arbeitsgängen herstellen muß. So wächst z. B. in Vorderindien, in Persien und in Arabien der sog. Zahnbürstenstrauch (Salvadova persiae), dessen Zweige sich an der Spitze auffasern und dann ein bürstenähnliches Gebilde ergeben, dessen sich die Eingeborenen mit Vorliebe bedienen, um ihre Zähne zu reinigen. Auch Seife wächst in den warmen Ländern auf den Bäumen, so daß die schwarzen oder farbigen Hausfrauen in dieser Beziehung keine Sorgen kennen. In Nordafrika, Indien, China und Südamerika kommt häufig die Pflanzengattung der Sapindazeen vor, ein Baum, der mit unserer Roßkastanie Ähnlichkeit hat, der in seinen Früchten aber eine regelrechte Seifenfabrik darstellt. Das Fleisch dieser Früchte zeigt mit Wasser vermischt eine starke Schaumbildung und wirkt fettlösend, so daß die Eingeborenenfrauen ihre Wäsche damit waschen. Eine andere tropische Pflanze, die Carnaubapalme, die hauptsächlich in Brasilien wächst, produziert ein wohlriechendes Wachs in großen Mengen, das sich leicht schmelzen läßt und aus dem man Kerzen bereitet. Übrigens wird dieses Carnaubawachs auch bei uns verwendet, und zwar in der Schuhcremfabrikation. — Daß die allgemein üblichen Schwämme fertige Naturgebilde sind, ist wohl den meisten Verbrauchern bekannt. Der Badeschwamm ist allerdings das Produkt eines Seetieres, dessen Skelett er bildet. Es gibt aber auch noch den Luffaschwamm, der aus den Früchten der hauptsächlich in Afrika und Asien vorkommenden Luffapflanze gewonnen wird. Der Luffaschwamm ist härter und dauerhafter und wird deshalb auch zu Sohlen, Sattelunterlagen, im Haushalt zu Scheuerzwecken usw. verwendet. Endlich gibt es noch regelrechte Likör- und Zuckerfabriken unter den Pflanzen. In Vorder- und Hinterindien wächst die Kitulpalme, die man anbohrt, so wie bei uns bisweilen die Birken. Es entquillt ihr in großen Mengen ein dicklicher, sehr süßer Saft, aus dem die Eingeborenen Zucker kochen oder auch ein sehr aromatisches, likörähnliches Getränk bereiten. In Südamerika dagegen ist der sog. Kuhbaum zu finden, dessen Zweige und Äste einen milchähnlichen Saft enthalten, aus dem sich sogar Käse bereiten läßt.

*

*** Der Gletscherfloh.** Hoch oben in den Alpen, am Großglockner, an den Grindelwaldgletschern, am Monte Rosa usw., wo überall nur Schnee und Eis anzutreffen sind, lebt noch immer in großen Massen ein winzig kleines Insekt, der kaum ein Millimeter große Gletscherfloh, die „Desoria glacialis". Mit der Familie der Flöhe hat der Gletscherfloh nur das gemeinsam, daß er gut springen kann. Der Gletscherfloh hat ein schwarzes Äußeres und hält sich in großen Haufen auf dem Boden und in Gletscherspalten auf. Das winzige Insekt hat sich vollständig an die eisige Luft der Höhenregionen gewöhnt. Wie er jedesmal in der Nacht in Starre verfällt, so auch im Winter. Monatelang können die Gletscherflöhe in gewaltiger Kälte liegen, und doch werden sie im Frühjahr wieder lebendig, wenn die Sonne wieder wärmer scheint. Dann springen sie umher, als ob sie sich ihres Lebens freuten. Der Gletscherfloh ernährt sich von den Algen, von den sogenannten Blutregenalgen, die die merkwürdige Erscheinung des rotgefärbten Schnees hervorbringen, und dann wohl auch noch von abgestorbenen kleinen Insekten, die der Sturm mit in die Gletschergebiete geweht hat.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.